

# Die Bedürftigkeit des Menschen in der Bibel

*Hans-Georg Gradl*

Was ist der Mensch? Die Frage durchzieht die gesamte Bibel. Aber wer eine kompakt dosierte, zeitunabhängig anwendbare und einfache Antwort sucht, wird enttäuscht. Die Bibel – in ihren zwei Testamenten – umfasst eine jahrhundertelange Geschichte. Die einzelnen Epochen, Stadien, Orte und Zeiten bestimmen die Antworten der einzelnen biblischen Bücher. Die Schriften reagieren auch aufeinander. Die Antworten ergeben sich aus einer Relecture, die das Gesagte vor neuen Verständnishorizonten und Herausforderungen liest, durchdringt, korrigiert oder vertieft. Kurzum: Es gibt nicht die eine biblische Anthropologie, keine systematische Antwort, sondern nur erfahrungsgetränkte, von den Einsichten der jeweiligen Zeit geprägte Versatzstücke und Hinweise zur Beantwortung der Frage: Was ist der Mensch?

Wer die biblischen Schriften vor dem Hintergrund dieser Frage liest, hört verschiedene Stimmen. Das Menschenbild der Bibel ist eine Anthropologie in Anwendung, im stetigen Dialog mit den Herausforderungen der Zeit. Da wartet kein abstrakter theologischer Wissensschatz, sondern eine Fülle von lebenspraktischen Antworten. Sie wachsen auf dem Boden der biblischen Überlieferung. Sie sind Ausdruck des Ringens, dem ererbten Glauben in veränderter Zeit treu zu bleiben, aber im Wissen, dass dies notwendig neue Antworten generieren muss. Die Treue zur Überlieferung fordert nicht zur eingleisigen Weitergabe oder zur anachronistischen Wiederholung auf, sondern zur dialogfreudigen, die Vergangenheit studierenden und die Gegenwart fokussierenden Auseinandersetzung. Nichts verzerrt die Botschaft so sehr wie die unreflektierte, zeitlose Wahrnehmung – ein einfaches „copy and paste“ – dieser geschichtlichen Zeugnisse und Antworten. Darum geht es also: Die Stimmen der Bibel zu hören, ihre Erfahrungen zu teilen, ihre Kontexte zu studieren, um im Widerschein die Grundüberzeugungen zu entdecken und zu einer, dem Gottesglauben der Bibel verpflichteten, eigenen Beantwortung der Frage zu finden: Was ist der Mensch?

Am Anfang der Bibel steht – als Prisma für alle weiteren Aussagen – die Schaffung des Menschen durch Gott. Die beiden Schöpfungsberichte bringen dies auf je eigene Weise zum Ausdruck: Der Mensch ist von Gott geschaffen – ob am Ende und als Zielpunkt eines im Siebentageschema erzählten Schöpfungswerks (Gen 1,1–2,4a) oder als Mittelpunkt des urzeitlichen Gottesgartens Eden (Gen 2,4b–25). In dieser Kreatürlichkeit des Menschen wurzelt seine Bedürftigkeit. Der Mensch an und für sich – noch vor jeder Differenzierung in Völker oder Sprachen (Gen 9–11) – ist nicht autark, sondern bedürftig. Der Mensch braucht Lebensraum (Gen 1,28). Er bedarf der Nahrung (Gen 1,29). Mann und Frau bedürfen einander (Gen 1,27–28). Der hebräische Ausdruck אָדָם (Mensch) wird in der Urerzählung von אֲדָמָה (Ackerboden) abgeleitet: Aus dem Ackerboden formt Gott den Menschen (Gen 2,7). Die gleichklingende Bezeichnung erinnert ihn an seine Herkunft und an sein Ende, wenn er in die Erde zurück-

kehrt. Er ist ein Ackerwesen und ernährt sich von den Bodenschätzen und den Früchten des Feldes.

Geformt aus der Erdscholle, wird der Mensch erst durch den Lebensatem Gottes zu einem lebendigen Wesen. Wörtlich heißt es, dass Gott in die Kehle des Menschen diesen Atem bläst (Gen 2,7). Die Kehle wird zum Sinnbild für die Vitalität und die Bedürftigkeit: die Luft, das Atmen, die Nahrung, das Wasser – all das erhält den Menschen am Leben. Das lebendige Wesen, das der Mensch vorher nicht war, das er erst durch den belebenden Gottesgeist wurde, ist fundamental bedürftig. Der Mensch existiert überhaupt nur, weil Gott ihm Atem gibt, Lebensraum zuweist und ein Gefüge schafft, das ihn am Leben erhalten kann. Der Mensch lebt nicht aus sich heraus, sondern weil ihm Lebensatem geschenkt wurde. Er verdankt seine Existenz Gott. Noch vor allen anderen Bedürfnissen steht diese fundamentale Bedürftigkeit des Menschen, der – in biblischer Sicht – von Gott ins Leben gerufen und am Leben erhalten wird: „Nimmst du ihnen den Atem, so schwinden sie hin und kehren zurück zum Staub der Erde.“ (Ps 104,29) Darum sehnt sich der Psalmist nach Gott, wie nach Wasser, Speise oder Licht: „Meine Seele (שָׁדָי)“ – hier zu verstehen als die ganze Person, denn gebraucht wird das in der Paradieserzählung für den lebendigen Menschen verwendete Wort שָׁדָי – „dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott“ (Ps 42,3).

Dabei wird der Mensch insgesamt als tiefe Einheit wahrgenommen. Eine Aufteilung in Körper, Geist und Seele ist der Bibel eigentlich fremd. In der Schöpfungserzählung heißt es ja gerade nicht, dass Gott dem Menschen die Seele einhaucht (vgl. Gen 2,7). Der Mensch als Ganzes, als körperliche, geistige, seelische und emotionale Einheit wird von Gott ins Leben gerufen. Wenn vom Körper, vom Geist oder sogar von einzelnen Organen die Rede ist, bleibt doch immer der ganze Mensch im Blick. Die Begriffe beleuchten nur einzelne Aspekte des Menschenseins: die körperliche Befindlichkeit, das intellektuelle Vermögen oder die Emotionalität, die Teil des Ganzen sind und nicht isolierte Einzelbestandteile darstellen. Auch die Bedürftigkeit des Menschen betrifft darum immer den ganzen Menschen, auch wenn es um ein physisches Gebrechen, um materielle Armut oder eine seelische Not geht.

Diese in der Kreatürlichkeit des Menschen angelegte Bedürfnisstruktur wird in der Erzählung vom *Fall des Menschen* (Gen 3) problematisiert. Hier erst erhält die Bedürftigkeit einen negativen und schmerzlichen Unterton. Arbeit wird zur Last (Gen 3,17–19), die Schöpfung zur Gefahr (Gen 3,15), der Mitmensch zum Konkurrenten (Gen 4,5–8) und die Zuneigung zum Verlangen (Gen 3,16). Selbst die Beziehung zu Gott trübt sich ein und ist fortan von Vorurteilen und Angst bestimmt (Gen 3,1–10). Sicherlich: Die Urerzählungen sind keine historischen Reportagen und keine wissenschaftlichen Berichte über die Entstehung der Welt oder die Schöpfung des Menschen. Sie setzen eine theologische Glaubenswahrheit ins Bild und sind als hochkondensierte Erfahrungserzählungen und ätiologische Bekenntnistexte zu deuten.

Auf die Bedürftigkeit des Menschen bezogen, lautet die Aussage: Nicht die Bedürftigkeit ist das Problem, sondern die Art der Befriedigung, die fehlenden Wertigkeiten und die mangelnde Unterscheidung in den Bedürfnissen verqueren, was ursprüng-

lich gut und dem Leben dienlich war. Wenn die Sehnsucht nach Anerkennung zum Brudermord führt (Gen 4,8), Hunger zur Gier verkommt (Gen 3,4-6) und Fürsorge zur Machtausübung entartet (Gen 3,16), steht Menschsein außerhalb eines von Gott gedachten und konzipierten harmonischen Schöpfungsgefüges.

Doch auch das gehört zur Botschaft: Gott zieht sich nicht aus den Bedürfnissen der Menschen zurück, sondern will – nach wie vor – ihr Leben und ihr Wohl. Er selbst macht den Menschen nach der Erkenntnis ihrer eigenen Nacktheit Fellröcke und bekleidet sie. Auch jenseits von Eden bleibt der Mensch in seiner Bedürftigkeit nicht hilflos. Gott findet sich nicht mit der Schöpfung ab, bedürftig und teils dürftig wie sie (geworden) ist. Auch und gerade nach dem Fall gehört die Bedürftigkeit des Menschen in seine Gottesbeziehung hinein. Auf vielfache Weise bringen dies die Psalmen zum Ausdruck, wenn der Beter seine physischen Gebrechen und seinen Wunsch nach Heilung (Ps 6,3; 41,5; 103,3), seinen Hunger und seine Bitte um Nahrung (Ps 107,5; 146,7), seine Einsamkeit und seine Sehnsucht nach Gemeinschaft (Ps 25,16; 88,9; 102,8-9) bitend und flehend vor Gott bringt.

Auch die Geschichte der Patriarchen und des Volkes Israels ist kein historisches Stenogramm, sondern eine erinnerte, erzählte, interpretierte und aktualisierte Offenbarungsgeschichte, die der Vergewisserung und Orientierung dienen soll. Was rückblickend erzählt wird, trägt die Gravur eines von Bedürfnissen bestimmten Menschengeschlechts. So lässt sich die gesamte Geschichte als eine Bedürfnisgeschichte lesen, aber eben als solche immer auch als Heilsgeschichte erkennen. Israel lernt – im Spiegel dieser Erzählungen – mit der eigenen Bedürftigkeit umzugehen, sie zu deuten, coram Deo wahrzunehmen und soziale wie lebenspraktische Konsequenzen daraus zu ziehen.

Die Väter sind bedürftige Menschen. Abraham fehlen Sinn und Perspektive als kinderlosem Greis. Isaak und Jakob stehen für die Sehnsucht nach Heimat und Sicherheit. Josef repräsentiert den Wunsch nach Freiheit und (auch familiärer) Gemeinschaft. Immer wieder erklingt in dieser Ahnengalerie grundmenschlicher Bedürfnisse die Zusage, dass Gott den Bedürftigen nahe ist, gerade ihm gibt und schenkt. Er fordert zum Vertrauen in seine Verheißungen auf.

Ob im Sklavenhaus Ägypten oder während der langen Jahre der Wüstenwanderung ist die Geschichte *Israels* von Anfang an von Bedürftigkeit geprägt. Israel steht für ein Leben in der Fremde und für die Sehnsucht nach Heimat und Geborgenheit. Im Mangel und der Entbehrung der Wüste lernt Israel seine eigene Versuchbarkeit kennen. Bedürfnisse können auf Abwege führen: ins Meutern (Ex 16,2-3; 17,3-4), Verzweifeln und auch in den Götzendienst (Ex 32). Der Dekalog erscheint wie die reife Frucht der Wüstenerfahrung (Ex 20,2-17; Dtn 5,6-21). Die Zehn Gebote sollen schützen, was an Leben errungen wurde und was der Mensch braucht. Am Anfang steht die Erinnerung an Gott (Ex 20,2-7). Er ist die erste Adresse in den Bedürfnissen der Menschen. Sein Handeln fordert zur wachsamten Achtung des eigenen Lebens und der Bedürfnisse des Mitmenschen auf. Inmitten der Arbeit schützt das Sabbatgebot (Ex 20,8-11) das Grundbedürfnis nach innerer und äußerer Ruhe, die sich auf den Lebenssinn und die Gottesbeziehung richten soll. Das Lebensrecht jedes Menschen wird verbürgt

durch das Gebot, nicht zu morden (Ex 20,13). Verlässlich und treu sollen Beziehungen gepflegt werden (Ex 20,14.16). Hab und Gut werden geschützt (Ex 20,15.17). Das Gebot, nicht zu stehlen, gibt dem Mitmenschen einen Lebensraum, in dem er sich sorglos entfalten kann. Leben, Verhalten und Sozialordnung werden im Wissen um die tiefen Bedürfnisse des Menschen entfaltet und erläutert.

Die Propheten stehen an Wegkreuzungen der Geschichte. Wo Bedürfnisse absolut gesetzt werden oder entgleisen, orientieren und ermahnen sie das Volk. Sie sind Wegweiser, wenn der Gottesdienst zur ausschweifenden Lustbefriedigung (Hos 4,4–13) oder zur äußerlichen Pflichtübung verkommt (Jes 1,10–17), wenn nicht der Hunger gestillt, sondern Völlerei betrieben wird (Am 3,9–10; 6,6; 8,6), wenn nicht Ruhe gesucht, sondern der Faulheit gefrönt (Am 6,4) und den eigenen Bedürfnissen jedes Recht zu Lasten des Nächsten eingeräumt wird (Am 4,1; 5,7.11).

Eine Wende stellt *Hiob* dar. Er ist eigentlich ein glücklicher Mensch, der seine Bedürfnisse rechtschaffen befriedigen kann. Sukzessiv wird ihm alles genommen: Gesundheit, Familie, Freunde, Erfolg und Besitz (Hi 1,13–22). Es geht um existentielle Grundbedürfnisse und die nüchterne Einsicht, dass sie sich in dieser Welt nicht immer stillen lassen. So sehr es sich Hiob auch wünscht, er kann sich Gesundheit nicht selbst schenken, am Leid seiner Familie nichts ändern und den Tod nicht beseitigen. Aus der existentiellen und unbefriedigten Sehnsucht nach Heil und Leben steigt die Gottesfrage auf: Warum lässt Gott das zu? Warum ist die Welt so, wie sie Hiob erleben muss? Warum leidet der Mensch und gerade Hiob, der durch und durch Gerechte? Die Frage bleibt eine klaffende Wunde – auch in der Gottesbeziehung. Die traditionelle Weisheit, der klar einteilende Tun-Ergehens-Zusammenhang, wonach die Gerechten Erfolg und die Ungerechten Misserfolg haben, überzeugt jedenfalls nicht mehr. Diese Sicht scheitert an der Biographie Hiobs. Was bleibt, ist der Aufruf zum Vertrauen in einen Gott, der mehr weiß als der Mensch (Hi 38,4), und das Saatkörnchen Hoffnung auf eine Gerechtigkeit und ein Leben in Fülle jenseits dieser Erdengrenze.

Die *Apokalyptik* radikalisiert die Hoffnung unter dem Eindruck eines gescheiterten Tun-Ergehens-Zusammenhangs und einer innerweltlich nicht erreichbaren Rehabilitation der Opfer. Träger der Apokalyptik sind insofern radikal bedürftige Menschen, die am Glauben an Gott festhalten, obwohl er in dieser Welt zu unterliegen scheint. Die Apokalyptik erwächst der Krise. Pinchas Lapide nennt sie eine „Entzündung der jüdischen Hoffnungsorgane“. Sie sprengt die Hoffnungsgrenzen auf eine jenseitige Welt hin auf und rechnet mit der radikalen Wende, die von Gott herbeigeführt wird (Dan 12,1–3). Von sich heraus kann sich die Welt nicht zum Besseren entwickeln und keinesfalls selbst das umfassende Heil erreichen, nach dem sich der Mensch sehnt.

Die Architektur des *Kanons* lässt hier einen großen und hoffnungsvollen Spannungsbogen erkennen, der in Gen 1 beginnt und mit Offb 21–22 endet. Was in der Urerzählung als paradiesischer Zustand beschrieben wurde und was in Gen 3 zu Fall kam, nimmt die Johannesapokalypse auf. Am Ende stehen ein neuer Himmel und eine neue Erde (Offb 21,1), wiederum Paradiesströme (Offb 22,1), Pflanzen zur Heilung (Offb 22,2), die umfassende Gemeinschaft der Menschen miteinander und mit Gott (Offb 21,3; 22,4)

und eine Welt ohne Tränen und ohne Tod (Offb 21,4). Doch dazwischen liegt die gesamte Geschichte einer erlösungsbedürftigen Welt, die sich unter Leid und Schmerz krümmt und auf Heil und Leben hofft.

Dreh- und Angelpunkt der Verkündigung Jesu ist der bedürftige Mensch. In verschiedenen Überlieferungssträngen und Erzählgattungen bewahren gerade die synoptischen Evangelien die Erinnerung an dieses Markenzeichen des Wirkens Jesu auf: Er rückt Bedürftige ins Zentrum und geht – über soziale, nationale und kultische Ständeschranken hinweg – auf sie zu. Ausladend erzählen die Evangelien von der Heilungstätigkeit Jesu, die nicht einmal von seinen Gegnern bestritten (Mk 3,22 par.), wohl aber anders – nicht im Kontext seiner Reich-Gottes-Verkündigung – gedeutet wird. Im Zentrum seines Interesses stehen Kranke, die nach Heilung und Gesundheit verlangen (vgl. etwa Mk 3,1–6; 5,21–43 par.), Aussätzige, die nach Gemeinschaft in ihrer gesellschaftlichen Isolation trachten (Mk 1,40–45 par.), Hungerige und – mit Zöllnern und Sündern – Außenseiter (Mk 2,13–17; 6,30–44; 8,1–10 par.; Lk 15,1–3), denen er sich zuwendet. Seine Verkündigung der nahen Herrschaft Gottes betrifft gerade jene Menschen und Situationen, die noch weit von diesem hoffnungsvollen Reich Gottes entfernt sind. Insofern lassen sich seine Wundertaten, aber auch seine Tischgemeinschaft mit Sündern als „acted parables“ verstehen, als in Praxis umgesetzte Gleichnisse. Die Taten Jesu illustrieren Inhalt und Reichweite seiner Botschaft und sind sprechende Hoffnungszeichen, die von einer Welt ohne Leiden, Ausgrenzung, Mangel und Tod erzählen und diese schon im Keim sichtbar machen.

Jesu geht es nicht um eine oberflächliche Bedürfnisbefriedigung. Es geht ihm aber auch nicht um ein rein spirituelles oder geistliches Heil, das den konkreten, physischen oder gesellschaftlichen Zustand des Menschen außer Acht lässt. Prototypisch schildert dies die Erzählung von der Heilung des Gelähmten in Mk 2,1–12 par. Jesus heilt den Gelähmten nicht einfach von seinem physischen Gebrechen, sondern spricht ihm die Vergebung der Sünden – und damit ein insgesamt versöhntes und auch in seiner Gottesbeziehung geheiltes Leben – zu. Er schenkt ihm nicht weniger, sondern mehr als zu erwarten und medizinisch-körperlich zu hoffen war.

Die frühen Christen entfalten dieses Glaubensbekenntnis an Jesus den Heilsbringer in zahlreichen – christologisch durchformten und von der endzeitlichen Hoffnung imprägnierten – Erzählungen und Wundern. So ist etwa das erste Zeichen im Johannes-evangelium ein regelrechtes Luxuswunder (Joh 2,1–11), das nicht den Durst der Gäste bei der Hochzeitsfeier löschen will, sondern in dichter Symbolik auf die – alle menschliche Bedürftigkeit in den Schatten stellende – Fülle der Heilszeit verweist. Sie bricht in der Verkündigung Jesu an und wird in seinem Wirken anschaulich.

Die Bedürftigkeit aller Kreatur bestimmt das Welt- und Menschenbild von Paulus. Die Schöpfung ist der Vergänglichkeit unterworfen: „Wir wissen, dass die ganze Schöpfung seufzt und in Wehen liegt, bis zum heutigen Tag.“ (Röm 8,22) Welt und Menschen sind erlösungsbedürftig. Die Trabanten der Vergänglichkeit dieser Schöpfung sind auf vielfältige Art und Weise im Leben zu spüren: in Krankheit, Schwäche, dem gebrochenen Willen und dem Unvermögen des Menschen. Worunter der Mensch lei-

det, ist für Paulus Gegenstand der Erlösungshoffnung: „Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Bedrängnis, Not oder Verfolgung? Hunger oder Nacktheit? Gefahr oder Schwert?“ (Röm 8,35)

Wichtig ist für Paulus, dass der Mensch nicht sich selbst erlösen muss und auch nicht erlösen kann: „All das überwinden wir durch den, der uns geliebt hat.“ (Röm 8,37) Paulus mag hier nicht besonders optimistisch sein, was die grundlegenden Möglichkeiten des Menschen betrifft. Die Werke des Menschen offenbaren sein Unvermögen. Aufgrund eigener Gerechtigkeit kann sich der Mensch das Heil weder verdienen noch schaffen. Der Mensch in all seiner – letztlich im Tod kulminierenden – Bedürftigkeit bedarf der entgegenkommenden Gnade Gottes, die anschaulich wurde im Leben und Sterben Jesu Christi: „Ihr kennt ja die Gnade unseres Herrn Jesus Christus: Um eurentwillen ist er, obwohl er reich war, arm geworden, damit ihr durch seine Armut reich werdet.“ (2 Kor 8,9) Darin spiegelt sich der bestimmende Kern des neutestamentlichen Gottes- und Christusbilds. In der Bedürftigkeit des Menschen bleibt Gott nicht fern. In seinem Sohn steigt er regelrecht in die Gebrochenheit seiner Schöpfung ein. Er teilt sie und leidet selbst darunter – bis zum Tod, um aus der Bedürftigkeit heraus den Weg zu bahnen. Als „der Erste der Entschlafenen“ (1 Kor 15,20) ist Christus für Paulus der Rettungsanker und Hoffnungshorizont inmitten aller eigenen und den Menschen mit dem gekreuzigten Christus verbindenden Bedürftigkeit.

Was ist der Mensch? Im Zeugnis der Bibel ist der Mensch Geschöpf Gottes, ein bedürftiges Wesen und Teil einer auf Erlösung wartenden Schöpfung. Die Bedürftigkeit betrifft alle drei genannten Bezüge: den Menschen selbst, die Beziehung zu seinen Mitmenschen und zu Gott.

In großer Ehrlichkeit nimmt die Bibel den Menschen in seiner ganzen Bedürftigkeit wahr. Das mag eine Aufforderung sein, sich selbst diese Bedürftigkeit auch einzugestehen und so eine realistische, teils ernüchternde, aber eben darum auch tragfähige Sicht des Lebens zu entwickeln. Leben und Menschsein bleiben brüchig, sind auf Hilfe angewiesen, unverfügbar und letztlich – wiederum in deutlich biblischer Perspektive – als Geschenk anzunehmen und zu schützen. Stets meint Menschsein dabei den ganzen Menschen in all seinen Bezügen. Das Menschenbild der Bibel ist im besten Sinne des Wortes ganzheitlich. Auch die Bedürfnisse sind ganzheitlich und wollen in ihrer Verbindung, ihren Wurzeln und Folgen gesehen werden. Die Bibel vertritt keine organzentrierte Sicht des Menschen: Herz und Körper, Gefühle und Geist, das soziale Leben und die Verbindung zur Schöpfung – all das prägt und bestimmt den Menschen, in all dem ist der Mensch bedürftig. Doch mehr noch als die Darstellung der Bedürftigkeit des Menschen interessiert die Bibel die Frage nach dem Umgang mit der eigenen Bedürftigkeit. Sie mahnt zur Solidarität und Verantwortung, wenn Bedürfnisse ohne Blick auf den Mitmenschen und die gesamte Schöpfung sich selbst zur autonomen Richtschnur werden. Bedürfnisse verbinden, auch in dem Sinn, dass mein individuelles Bedürfnis nicht mehr Recht hat als das Bedürfnis des notleidenden Mitmenschen. Schließlich steht die Bedürftigkeit des Menschen vor einem umfassenden Heils- und Hoffnungshorizont. Bedürfnisse erzählen auch von dem, was noch nicht der Fall ist, was die Bibel von Gott erwartet. Die Bedürftigkeit ruft nach mehr

als diese Welt zu geben hat und zehrt schon jetzt von der Erlösungshoffnung. In dieser Perspektive bleibt der Mensch nicht nur ein Mängelwesen, das – wäre da nur die eigene Kraft – letztlich scheitern müsste. Die Hoffnung macht das Leben in aller Bedürftigkeit doch lebenswert. Vor diesem Hintergrund kann sich der Mensch mutig ans Leben machen: nicht als Mängelwesen nur, sondern als ein zum Möglichkeitswesen befreiter Mensch.